
Buchbesprechungen

Hartmut Kaelble und Jürgen Schriewer (Hrsg.), *Gesellschaften im Vergleich. Forschungen aus Sozial- und Geschichtswissenschaften*, Peter Lang, Frankfurt a. M. 1998 (= *Komparatistische Bibliothek* 9), 588 S.

Der Band ist zwar schon der neunte der ursprünglich bildungs- und wissenschaftsgeschichtlichen „Komparatistischen Bibliothek“, aber die erste Bilanz der seit 1995 bestehenden DFG-Forschergruppe „Gesellschaften im Vergleich“ an der Berliner Humboldt-Universität, die ein wichtiges Element des seit mehreren Jahren zu bemerkenden Komparatistens-Booms in der deutschen Geschichtswissenschaft bildet.

In ihrer Einleitung stellen die Herausgeber fünf Besonderheiten der Forschergruppe heraus, die wohl die Bewilligung der Finanzierung einstmals gerechtfertigt haben. Die indirekt damit beschriebene Kritik der bisherigen Historiographie beschreibt einige der Hindernisse, die sich allem Bemühen um mehr vergleichende Studien entgegengestellt haben. Es geht der Berliner Gruppe – hierin die nicht näher erwähnten Überlegungen von Jürgen Osterhammel aufgreifend¹ – nicht nur um den üblichen Nationen-, sondern um den Zivilisationsvergleich. Damit wäre sowohl ein Vergleich zu außereuropäischen Kulturen als auch zwischen modernen und vormodernen Gesellschaften anvisiert. Die tatsächliche und zuweilen explizite Marginalisierung der nichteuropäischen Geschichte und entsprechender Überlegungen zur Weltgeschichte im System der deutschen Historiographie wird hinter solchen Vorschlägen ebenso sichtbar wie die weitgehende Abtrennung der Frühneu-

zeitforschung von der Behandlung der neueren und neuesten Geschichte.

Zweitens soll es im Vergleich nicht nur um Institutionen und Strukturen, sondern auch um den Vergleich der Ideen, Diskurse, Debatten und kollektiven Identitäten gehen. Auch hier kann wiederum indirekt nicht nur auf die lange Zeit anzumerkende Schwäche kulturgeschichtlicher Zugangsweisen generell, sondern vor allem auf das Gefangensein der Mentalitätsgeschichte im nationalgeschichtlichen Paradigma geschlossen werden.

In einem dritten Punkt wird – wohl kritisch gegen die Folgenlosigkeit der vergleichenden Soziologie und Politikwissenschaft für die Praxis der Historiker gewendet – auf die Notwendigkeit verwiesen, weniger Zustände als vielmehr Prozesse zu vergleichen.

Als leitendes Erzählmuster für die Präsentation der Ergebnisse soll weniger die Geschichte der Gemeinsamkeiten, der globalen Trends, sondern die Geschichte von divergenten Entwicklungspfade dienen, womit zwar der Bogen zu früherer gewohnten *plots* wie dem vom Sonderweg geschlagen ist, aber zugleich betont wird, es gehe nun keineswegs mehr nur um die objektivierbaren (etwa sozialstrukturellen) Kennzeichen solcher Wege, sondern auch um deren Konstruktion durch wechselseitige Wahrnehmung.

Insofern erscheint es konsequent, wenn in der fünften und letzten Forderung nach erneuerter Komparatistik auch für ein Verständnis erworben wird, „bei dem es nicht allein um die isolierende Gegenüberstellung von Gesellschaften geht, sondern in starkem Maße auch um den *Transfer* und die *Austauschbeziehungen* zwischen ihnen“ (S. 8). Man er-

innere sich im Vergleich: Noch vor wenigen Jahren weckte das aus Frankreich stammende (aber auch schon in der Untersuchung ihrer Beziehungen zwischen Ost- und Mitteleuropa erprobte) Transfer-Konzept noch die diskursiven Abwehrkräfte deutscher Historiker.²

Der Leser dieser Zeitschrift wird an diesen fünf Punkten manches wiedererkennen, was in Plädoyers für vergleichende Geschichtswissenschaft aus dem Aus- und Inland in den letzten Jahren vorgetragen worden ist und dabei durchaus auf ältere, wenn auch hierzulande lange Zeit verdrängte historiographische Traditionen (sei es die Lamprechtsche Argumentationsrichtung in Deutschland oder die Blochsche in Frankreich) verweisen kann. Die wenigen Seiten der Einleitung dieses Bandes können als eine bemerkenswerte (wenn auch leider nicht mit Fußnoten versehene) Rezeptionsleistung neuer Trends in der Komparatistikk Diskussion angesehen werden und zeigen als solche hoffentlich breitere Wirkung.

Das Organisationsmodell einer Forschergruppe, bei der ja mehrere (hier acht) Teilprojekte von Experten an einem Ort zwar einer gemeinsamen Perspektive verpflichtet sein sollen, aber zentraler erst einem individuellen Begutachtungsprozeß ausgesetzt sind, läßt es nun nicht erwarten, daß überall gleichermaßen nach diesen fünf Schritten vorgegangen worden wäre. Aber insgesamt sind die Aufsätze, die in diesem Band nach dem Schema versammelt sind, daß in der Regel die antragstellenden Hochschullehrer das Konzept darlegen und die Bearbeiter der Projekte die erhobenen Fakten präsentieren sowie in einigen Fällen ein auswärtiger Kommentator gewonnen werden konnte, ein wichtiger Beitrag zur Verbreiterung einer reflexiven komparatistischen Praxis.

Im ersten Komplex behandeln *W. Nippel*, *A. Gutschfeld* und *M. Clauss* den Zusammenhang von Verbrüderungen (als willkürlich konstituierten Verbänden gegenüber den als natürlich gedachten Abstammungsgemeinschaften), christli-

chen Gemeinden und antiker Stadt in der römischen Kaiserzeit. Inspiriert wird dieses Vorgehen vom empirisch nur zu geringen Teilen eingelösten Programm Max Webers, durch einen Vergleich zwischen den Städtecharakteren in der Antike die universalhistorischen Hintergründe für die Spezifik des Okzidents zu ermitteln.

H. Schilling schließt an diesen Typ von Vergleich an, indem er die Untersuchung eines für Europa spezifischen religionssoziologischen Musters vorschlägt, das die Entwicklung des Kontinents zwischen 800 und 1800 maßgeblich bestimmt habe und in der Gleichzeitigkeit von Nähe und Ferne zwischen Kirche und Welt bestand, die längerfristig auf Säkularisierung angelegt gewesen sei. Diese Fragestellung, die ebenso wie in ersten Komplex eigentlich auf den als Ziel benannten Zivilisationsvergleich hindeutet, wird allerdings ebenso mit einem „innerzivilisatorischen Vergleich“, hier zwischen den Formen der Konfessionalisierung in Frankreich und Deutschland (*M.-A. Gross*) beantwortet. Dies führt zu interessanten Thesen über das Verhältnis von Staat und Kirche in beiden Ländern (und einen wertvollen Literaturüberblick zu normalerweise getrennt voneinander verlaufenden Diskussionen), die allerdings noch der Ausarbeitung und empirischen Einlösung harren – für die übergreifende Frage nach dem europäischen Modell wird sich dann die beabsichtigte am empirischen Material vorgenommene Abschleifung der allzu lange stilisierten Gegensätze zwischen den Nachbarn am Rhein, dem „Land des Konfessionalismus“ und dem „Land der antiklerikalen Revolution“, vielleicht nicht einmal als Umweg erweisen.

Das Projekt von *H. Münkler* und *M. Bohlender* rekonstruiert die Debattenskultur der schottischen Aufklärung anhand der Diskussion um die Begründung der Politischen Ökonomie. Es geht dabei um die Rolle von Tugend bzw. Institutionen als Garantie der Stabilität und Entwicklungsfähigkeit eines Gemeinwe-

sens. Die Anhänger der einen Position sehen in der jeweils gegenüberliegenden die Ursache für Verfall, und die Rekonstruktion des Streites erhält Möglichkeiten des Vergleichs von Diskursen, eines Vergleiches, der die ideengeschichtliche Gegenüberstellung von Argumenten überwindet und danach fragt, warum am Ende bestimmte Argumente sich durchsetzen und als hegemoniale tradiert werden. Leider bleiben die beiden Aufsätze in der zugegebenermaßen hochinteressanten Ausbreitung des Materials stecken und erörtern nicht die methodischen Konsequenzen aus ihrem Vorgehen für den Vergleich von Gesellschaften.

J. Schriewer und seine Mitarbeiter steuert eine ausführliche Untersuchung der Referenzmodelle für Bildungsreformen in Spanien, Rußland/Sowjetunion und in China seit dem Ende des 19. Jh.s bei, die auf das Vergleichen als Objektbereich der Komparatistik hinweist und mit den Beispielen die römisch-lateinisch bestimmte westeuropäische Kultur, die orthodox geprägte osteuropäische und die konfuzianisch-buddhistisch gefornnte ostasiatische Welt gegeneinander absetzen will: Ausländische Beispiele werden überall herangezogen, um die eigene Gesellschaft unter Veränderungsdruck zu setzen. Die Frage ist also, wann und welche internationalen Bezugspunkte wie erwähnt werden. Diese Suche nach „Zusatzsinn“ sehen die Autoren in traditionellen Gesellschaften eher auf die Mobilisierung von Geschichte, in modernen Gesellschaften eher auf die Umwelt, also auf eine wie immer genauer eingegrenzte Internationalität gerichtet.³ Die Auswertung der zentralen pädagogischen Fachzeitschriften der untersuchten Länder zwischen 1920 und 1995 ergibt eine Reihe von Hinweisen auf Phasen und kulturelle Unterschiede, betrachtet man aber die erlobenen Zahlen (Zitation ausländischer oder historischer Modelle), so sind sie so gering und schwanken so stark, daß sie nicht mehr als Anhaltspunkte für eine Erzählung der Unterschiede sind, die sich eher am Vorwissen als an den

Vergleichsdaten orientiert.

Der Vergleich verweist auf eine Phase hoher Internationalität in der pädagogischen Reformsemantik in der Zwischenkriegszeit, während sich danach (d. h. unter den Bedingungen der bipolaren Welt des Kalten Krieges) eine Erhöhung der Selbstbezogenheit in allen drei Fällen ausmachen läßt und eine Auffächerung der Referenzen seit Mitte der achtziger Jahre folgt. Die Einordnung dieses Ergebnisses bedürfte aber m. E. einer genaueren Diskussion, wofür denn zentrale pädagogische Journale stehen und auf wen sie als Adressaten von Veränderungsdruck durch Zitation zielen.

R. Münz u. a. vergleichen Deutschland und Österreich seit dem Zweiten Weltkrieg, besonders aber für die achtziger und die frühen neunziger Jahre hinsichtlich ihres Umgangs mit Phänomenen der Migration – der Wanderungsmuster, der Stellung von Einwanderern und der Migrationspolitik. Hintergrund des Vergleichs sind der Wandel der Arbeitsmärkte und die Veränderungen in der internationalen Arbeitsteilung. Das ausführliche Zahlenmaterial zu Phasen der Zuwanderung, der Politik gegenüber „Gastarbeitern“ und Asylbewerbern, zur sozialen Lage der Migranten kann hier nicht referiert werden. Es ergeben sich Ähnlichkeiten in großer Zahl: die Umkehr der Auswanderungsländer Deutschland und Österreich zu Einwanderungsländern spätestens seit dem Ende der sechziger Jahre ohne entsprechende Umstellungen in der Politik, weshalb Einwanderung seit Mitte der achtziger Jahre zu einem gesellschaftlichen Konfliktfeld wurde. Der Vergleich ergibt in diesem Fall also ein reiches Faktenmaterial, das sich gegenüberstellen läßt, kaum aber weiterführende Fragen über die Feststellung hinaus, daß Deutschland wie Österreich eher geschlossene Gesellschaften seien, die zur Exklusion von Migranten tendieren. Man wird also den „Abstieg“ eines solchen Projektes vom makrostrukturellen Vergleich zu den Niederungen der konkurrierenden Strategien im Umgang mit Migration innerhalb der

jeweiligen Gesellschaften abwarten müssen, um die Brisanz des Vergleiches verdeutlicht zu bekommen.

H. Kaeble zieht auf eine Rekonstruktion des Europa-Bewußtseins seit dem Ersten Weltkrieg anhand solcher Parameter wie strukturelle und kulturelle Gemeinsamkeiten europäischer Länder (auch als Abgrenzung gegenüber außer-europäischen Gesellschaften); Annäherungstendenzen im 20. Jh.; Transfer- und Austauschbeziehungen als Verdichtung eines gemeinsamen Identitätspools; der europäische Charakter von räumlichen Erfahrungshorizonten der Europäer (durch Migration, Reisen und Medien) und schließlich die Debatte über die europäische Gesellschaft als intellektueller Bezugspunkt. S. Haustein steuert vor allem zum Punkt 2 dieser Agenda mit ihrem Beitrag über westeuropäische Annäherungen durch Konsum bei, wobei sie anhand der Ausgabenstruktur von Privathaushalten in 17 west- und mitteleuropäischen Ländern einerseits Homogenisierungen im allgemeinen Konsumverhalten, aber auch die Fortexistenz eines spezifischen Nord-Süd-Gefälles ausmacht. M. Kirsch untersucht, den vierten Punkt von Kaebles Katalog aufgreifend, die akademische Mobilität seit 1918, während E. Bendikat die „europäische Stadt“ als identitätsstiftende Realität aber auch als zentralen Topos in der Erzählung der Europäer von sich selbst behandelt. Der Materialreichtum beider Studien macht sie zu Bausteinen einer komplexeren und auch die verschiedenen Ebenen aufeinander beziehenden Darstellung.

Der folgende Aufsatz von B. Binder, W. Kaschuba und P. Niedermüller widmet sich der Rolle des Nationalen in den Geschichtsdiskursen in Deutschland, Schweden, Ungarn und Rumänien. Die Verf. betonen, daß es sich weder um ein Zurück zur Nation noch um ein nachholendes Nation-Building handele, sondern die Thematisierung des Nationalen vielmehr ein neuartiges kulturelles Integrationskonzept biete, das durch seinen Defensivcharakter (gegenüber der Unter-

drückung durch Fremdherrschaft in Osteuropa und gegenüber der Überfremdung durch Globalisierungseffekte in Westeuropa) auffalle. Die vorliegende Fallstudie grenzt das diskursanalytische Verfahren auf das Beispiel des Umgangs mit dem 50. Jahrestag des Kriegsendes ein und fragt vergleichend vorzugsweise nach dem Umfang der Erinnerung, nach ihrem Platz in der Konstruktion nationaler Meistererzählungen und nach den Orten der Repräsentation. Das weit schwierigere Problem der sprachlichen Gestalt von Erinnerungsformen und ihres Wandels, daß gerade den internationalen Kulturvergleich so problematisch macht, bleibt vorerst ausgeblendet.

Der abschließende Teil des Bandes von J. Lütt, N. Brechmann, C. Hinz und I. Kurz widmet sich der Orientalismus-Debatte (Edward Said u. a.) als neuere Konzeptualisierung des kulturellen Europa-Außenropa- oder Okzident-Orient-Verhältnisses. Indem sie die Rezeptionsgeschichte des 1978 erschienen Buches nachzeichnen, können sie die Debatte sowohl als Auseinandersetzung um Traditionalität und Modernität innerhalb der arabisch-islamischen (und auch der indischen) Kulturelite als auch als Konflikt zwischen Modernisierungstheoretikern und poststrukturalistischen Interpreten von Weltgeschichte im Westen zeigen. Es wird damit eine wichtige Dimension in dieses dem Vergleich gewidmeten Buch geholt, weil an einem zentralen Topos vorgeführt wird, wie stark der Vergleich von konzeptualisierendem Vorverständnis abhängt. Nebenbei wird eine zehn bis fünfzehn Jahre nachhinkende Rezeption der Said-Thesen für die deutsche Geschichtswissenschaft geleistet.

Als Fazit nach Lektüre aller 17 Aufsätze bietet sich an, vor allem den experimentellen Charakter der vorliegenden Studien hervorzuheben, die die Instrumente des Vergleichs in sehr verschiedene Richtungen ausprobieren. Bleibt zu hoffen, daß dies in bereits abzusehenden Folgebänden zu einer stärkeren wechselseitigen Beeinflussung führt. Dann kann

die *Praxis* des Vergleichens großen Gewinn aus der Arbeit dieser Gruppe ziehen.

Matthias Middell

- 1 J. Osterhammel, Sozialgeschichte im Zivilisationsvergleich, in: GG 1996, H. 2, S. 143-164.
- 2 J. Kocka, Einleitung, in: H.-G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.), Geschichte im Vergleich, Frankfurt a. M. 1996, S. 17.
- 3 Es sei die ironische Anmerkung zu dieser auch mit Blick auf aktuelle Verhältnisse an sich zustimmungsfähigen These gestattet, daß diese Vermutung nichts Gutes für die Modernität des deutschen Hochschulsystems verheißt, wenn man sich die Häufigkeit der Erwähnung Humboldts anschaut.
- 4 H. Kaeßle/J. Schriewer (Hrsg.), Diskurse und Entwicklungspfade. Gesellschaftsvergleiche in Geschichts- und Sozialwissenschaften, Frankfurt a. M. 1998.

Regina Becker-Schmidt und Gudrun Axeli-Knapp (Hrsg.), **Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften**, Campus, Frankfurt a. M. 1995, 308 S.

Eva Kreisky und Birgit Sauer (Hrsg.), **Feministische Standpunkte in der Politikwissenschaft**, Campus, Frankfurt a. M. 1995, 282 S.

Herta Nagl-Docekal und Herlinde Pauer-Studer (Hrsg.), **Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität. Suhrkamp**, Frankfurt a. M. 1996, 502 S.

Ernst ist das Leben, heiter sei die Kunst – und Wissenschaft darf ruhig etwas *ironisch* sein, „ironisch“ im Sinne von distanziert und de(kon)struktiv. Diese Einstellung würde vor allem dort kleinere Wunder bewirken, wo „Betroffene“ zu Werke gehen, deren Bestimmung darin besteht, sich selbst zu thematisieren: ein Genre, das mit den Feministinnen auch ins Wissensgeschäft Einzug gehalten hat (dem emotionale Anwendungen ansonsten fremd sind).

Den Feminismus gibt es freilich in mehreren Schattierungen, dementspre-

chend unterschiedlich fallen seine Publikationen aus, auch in Sachen Ironie. An diesem Standard gemessen macht „Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften“ die schlechteste Figur, vielleicht auch deshalb, weil es sich hier praktisch um eine innerdeutsche Angelegenheit handelt.

Der Band versteht sich als „gesellschaftstheoretischer Beitrag“, geht also davon aus, daß alles und jedes „nur im Zusammenhang mit übergreifenden gesellschaftlichen Verhältnissen zu verstehen ist“ (S. 279) – was zwar als lapidare *Memento* seinen Platz hat, aber ansonsten nicht viel weiter führt. Denn so landet man eben wieder einmal bei „bürgerlich-kapitalistischen Verhältnissen“, deren Werden und Wesen zum soundsovielten Male in ihrer „Formbestimmtheit“ beschrieben werden können: funktionale Ausdifferenzierung, funktionale Spezifizierung, funktionale Hierarchisierung; Ausbeutung allerdings tritt weitgehend zurück, weil sie als „Erwerbsarbeit“ dazu herhalten muß, das männliche Privileg zu fixieren. Mittendrin dann, an den bekannt schlechten Plätzen des komplexen Systems, die „in zweifacher Hinsicht vergesellschafteten“ Frauen: praktisch benachteiligt, theoretisch vernachlässigt, was man offenbar gar nicht oft genug wiederholen kann. „Tendenzen zur Veränderung“ werden zwar beschworen, sollen sich aber gefälligst „abzeichnen“ (S. 20); daß sie dies schon lange tun, ohne je viel Wirbel entfacht zu haben, wird künftige Theoriebildung (nach gehabter Manier) legitimieren. Kurzum: Eine Wissenschaft so schwerfällig wie das richtige Leben und genauso wenig aufregend, „Seminarfeminismus“ gewissermaßen.

Auf der Ironie-Skala schneiden die „feministischen Standpunkte in der Politikwissenschaft“ besser ab. Das hat mit dem veränderten Zweck zu tun: Die Beiträge (an amerikanischen Vorbildern orientiert) zielen nicht darauf ab, mit Hilfe unbeweglicher Kategorien eine unbewegte Welt zu vermessen, sondern sie wollen diese Kategorien selbst